



Erleichterung nach langen Kriegsjahren: Bartholomeus van der Helsts Gemälde „Das Schützenmahl der Amsterdamer Bürgergarde zur Feier des Friedens von Münster“ 1648.

Foto Artothek

Die Erzählerin in Monika Marons Roman „Munin oder Chaos im Kopf“ soll einen Aufsatz über den Dreißigjährigen Krieg „für die Festschrift einer westfälischen Kleinstadt“ verfassen. Sie tut sich schwer. Eigentlich hasst sie diesen Krieg, alle Kriege, und noch mehr das Schreiben darüber. Doch dann gibt sie sich einen Ruck: „Es kam nur darauf an, den einen Faden, vielleicht nur ein Fädchen zu finden, (...) das nicht in die Logik von Herrschaftskämpfen, geostrategischen Konfliktlagen, militärischen Bündnissen und Staatenbildungen passte, eine zarte Nervenfaser aus jener Zeit, über die sich ein Signal senden ließ an unsere Nervenstränge.“

Am Ende findet sie die „Nervenfaser“ ausgerechnet bei Cicely Veronica Wedgwood, der klassischen aller klassischen Historikerinnen des Dreißigjährigen Krieges, deren Buch vor achtzig Jahren erschien. Ob sie die Faser auch bei Georg Schmidt entdeckt hätte? Immerhin ist Schmidt Autor einer mehrfach aufgelegten Kompaktgeschichte des Konflikts und einer „Geschichte des Alten Reiches“, die gleichfalls als Standardwerk gilt. Auch seine gerade erschienene Gesamtdarstellung des Krieges hat trotz ihrer epischen Länge durchaus kompakte Züge. Das eigentliche Kriegsgeschehen wird auf knapp vierhundert Seiten zusammengefasst. Kaum weniger Platz bekommen die Vorgeschichte und der Osnabrücker Frieden mit seinen politischen und mentalitätsgeschichtlichen Folgen.

Man kann sich bei Schmidt also nicht nur, um mit Monika Maron zu reden, in die Herrschaftskämpfe und Militärbündnisse, sondern darüber hinaus in die geostrategischen und verfassungsrechtlichen Konfliktlagen des siebzehnten Jahrhunderts einlesen. Darin liegt, kurz gesagt, das eigentliche Verdienst von Schmidts Buch: Anders als der Engländer Peter Wilson, dessen elfhundertseitiges Kriegspanorama im Herbst auf Deutsch herauskam, hat der Jenaer Ordinarius auch die Predigten, Pamphlete und Gutachten jener Zeit gründlich ausgewertet; und im Vergleich mit Herfried Münklers ebenfalls zur Buchmesse erschienener Studie (F.A.Z. vom 7. Oktober 2017) kennt er sich mit der Rechtslage im Heiligen Römischen Reich und den verschiedenen Stadien des diplomatischen Kräftemessens in Münster und Osnabrück entschieden genauer aus.

In diesem Vorzug steckt allerdings auch eine Beschränkung. Schmidts Darstellung kreist um den deutschen „Reichs-Staat“ unter Führung Habsburgs und seine Zerreißprobe im Krieg. Folgerichtig kommen jene Staaten, die nur indirekt oder für kurze Zeit am Geschehen teilgenommen haben, also England, die Niederlande, Dänemark, Siebenbürgen und sogar Spanien, bloß am Rande und das Papsttum fast gar nicht vor. Weder die Tiefe des habsburgisch-französischen Gegensatzes, der das Ein-

greifen Schwedens unter Gustav Adolf erst ermöglichte, noch die europäische Dimension der spanischen Politik werden so angemessen sichtbar.

Für den Leser, der sich vor allem für die Katastrophe Deutschlands interessiert, ist die Fokussierung ein Gewinn, für andere ein Verlust an Übersicht. Den Grafen Olivares, neben Richelieu ein Hauptdrahtzieher des Geschehens, sucht man im Namensverzeichnis vergeblich, der Jesuitenpater Lamormaini, der als Beichtvater Ferdinands II. die graue Eminenz hinter den kaiserlichen Beschlüssen war, schrumpft zur Nebenfigur. Überhaupt ist die Personenzeichnung keine Spezialität Schmidts, oder jedenfalls nicht in diesem Buch. In seiner Kurzdarstellung für die Becksche „Wissen“-Reihe hat der Autor die bigotte Frömmigkeit Ferdinands noch in knappen Sätzen umrissen. In seinem Großpanorama verzichtet er nun darauf. Auch bei der Charakterisierung Wallensteins zieht sich Schmidt hinter die Forschungsdiskussion von Schiller bis Golo Mann zurück: „Es wurde und wird spekuliert.“ Manchmal kann es nicht schaden, auch in nebligen Gefilden Position zu beziehen, selbst auf die Gefahr eines Irrtums hin.

Umso überzeugender schildert Schmidt das Kriegswesen in all seinen Facetten – von der Wallensteinschen Heeresvermehrung, die den Gegner durch systematisches Aussaugen seiner Operationsgebiete in die Knie zwang, bis zu den beweglichen Armeen der Schlussphase des Krieges, die sich überfallartig durchs Land bewegten und vor der Auflösung standen, wenn sie sich bei einer Belagerung festraßen (oder, wie Gallas in Magdeburg, blockiert und ausgehungert wurden). Zu diesem Zeitpunkt war das Söldnertum längst zum



Mächtiger Kriegsherr: Schwedenkönig Gustav II. Adolf (1630)

Foto Artothek

letzten Strohalm der ausgeplünderten Landbevölkerung geworden. Andere, die noch Besitz hatten, flüchteten hinter die Mauern der Städte. Dort und in den Feldlagern grassierte die Pest, in den verbrannten Dörfern der Hunger. Die breite Zerstörungszone mit Bevölkerungsverlust über fünfzig Prozent, die sich von der Odermündung bis zum Elsass zog, war nur mittelbar eine Folge von Kampfhandlungen. Schlimmer als Piken und Musketen wüteten Seuchen und Not.

Insofern erinnert der Dreißigjährige Krieg mehr an einen afrikanischen Konflikt des zwanzigsten als an die arabischen Bürgerkriege des einundzwanzigsten Jahrhunderts, mit denen Herfried Münkler ihn verglichen hat. Trotzdem tut Schmidt Münkler unrecht, wenn er ihm vorwirft, einen „Typus“ zu konstruieren, der die Wirklichkeit des siebzehnten Jahrhunderts verfehle. Schmidts

Krieg, „ein aus dem Ruder gelaufener Verfassungskonflikt“, ist ja ebenso ein Konstrukt. Dass das „mitteleuropäisch-deutsche Geschehen“ in der kollektiven Erinnerung der Deutschen im Zentrum stand, muss für Historiker kein Grund sein, an den Grenzen Mitteleuropas haltzumachen –, zumal Schmidt durchaus zugesteht, dass es bei alldem um Großmachtpolitik ging, um die Frage, wer auf dem Kontinent das Sagen hatte. Vor 1618 war es Habsburg, nach 1648 Frank-

reich. Einen Wendepunkt in diesem hegemonialen Duell bildet der Prager Frieden, den der Kaiser 1635 mit Sachsen schloss. Bei Schmidt ist der Friedensvertrag, dem alsbald alle Reichsstände bis auf Hessen-Kassel, Sachsen-Weimar und die Pfalz beitraten, eine „monarchische Provokation“, eine Art Ermächtigungsgesetz für Ferdinand II. und die Gegenreformation „zu Lasten der deutschen Freiheiten“. Dass der protestantische Adel es seinerzeit anders sah und sich mit dem um vierzig Jahre verschobenen Vollzug des Restitutionsedikts zufriedengab, ficht den meinungsstarken Historiker nicht an.

In ganz anderem Licht erscheint dasselbe Ereignis bei Johannes Burkhardt. Für ihn ist das Prager Abkommen „ein Meilenstein der deutschen Reichsgeschichte“ und der Aufschub des Edikts dessen „stillschweigende Dispensierung“. Warum also funktionierte die Friedensordnung nicht? Weil sich der schwedische Kanzler Oxenstierna von „französischen Unterstützungsavancen“ umstimmen ließ und „die Militärführung vor Ort“ nicht zur Einstellung der Kampfhandlungen bereit war.

Auch so, im Duktus eines Zeitungsberichts, kann man geschichtliche Vorgänge zusammenfassen. Allerdings nimmt

man dabei in Kauf, dass die Feinheiten des Geschehens hinter leitartikelnden Generalisierungen verschwimmen. Genau darum aber ist es dem Autor dieser „neuen Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ zu tun. Burkhardt, Emeritus in Augsburg, ist ein ausgewiesener Experte, seine Monographie zum Thema erschien bereits 1992. Der schlanke Band, den er zum vierhundertsten Jahrestag des Kriegsbeginns verfasst hat, hält sich nicht mit Schlachtbeschreibungen auf.

Stattdessen will er einer These zum akademischen Durchbruch verhelfen: Der „Krieg der Kriege“ ist bei Burkhardt nichts als ein immer wieder aufgeschobener Friede. Die erste große Chance wurde schon 1619 beim abgesagten Friedenskongress in Eger vertan, die zweite im Nachgang zum Prager Vertrag. Erst die sechsjährige „Großbaustelle des Friedens“ in Münster und Osnabrück führte endlich zu tragfähigen statischen und staatlichen Lösungen.

Man muss solche perspektivischen Verkürzungen nicht in allen Details nachvollziehen (zumal, was Burkhardts Einschätzung des „Friedensgenerals“ Wallenstein angeht, den er in eine Reihe mit Bismarck und Friedrich den Großen rückt), um ihre befreiende Wirkung dennoch schätzen zu können. Dass ein historisches Thema zum Gegenstand eines Meinungsstreits wird, wie es zuletzt mit der deutschen Kriegsschuld im Ersten Weltkrieg passiert ist, kann dem Fach insgesamt nur nützen. Dazu kommt, dass beide Autoren ein sachliches, weitgehend jargonfreies Deutsch schreiben, das sich bei Georg Schmidt stellenweise zu aphoristischer Schärfe aufschwingt.

Ob man das Heilige Römische Reich derart vollmundig zum vorrevolutionären Hort der bürgerlichen Freiheiten hochloben sollte, wie es Schmidt und Burkhardt tun, könnte eine Forschungsfrage der nächsten Jahre sein. Zum diesjährigen Gedenken hat die deutsche Geschichtswissenschaft jedenfalls ihre Pflicht getan – und die Kür dazu. Auch wenn das unsere aufgeputschten Nervenstränge kaum beruhigen dürfte.

ANDREAS KILB



Johannes Burkhardt:
„Der Krieg der Kriege“.
Eine neue Geschichte des
Dreißigjährigen Krieges.

Klett-Cotta Verlag,
Stuttgart 2018. 296 S.,
Abb., geb., 25,– €.



Georg Schmidt:
„Die Reiter der
Apokalypse“. Geschichte
des Dreißigjährigen
Krieges.

Verlag C. H. Beck,
München 2018. 810 S.,
Abb., geb., 32,– €.

Im Dienst des Geldes

Martin Krieger über den
Botaniker Nathaniel Wallich

Das britische Kolonialreich in Indien war wenig wählerisch, woher die Experten und Wissenschaftler kamen, die Kanäle bauten, geologische Karten erstellten, die Pflanzenwelt kartierten oder die sprachliche Vielfalt Indiens katalogisierten. Ein Großteil dieser Fachleute kam von deutschen und österreichischen Universitäten, doch einige auch aus anderen europäischen Ländern. Martin Krieger, Professor für die Geschichte Nordeuropas in Kiel, hat nun eine Biographie des dänischen Botanikers Nathaniel Wallich (1786 bis 1854) vorgelegt, der seit 1814 zuerst als Arzt und später als Leiter des Botanischen Gartens in Kalkutta im Dienste der Ostindischen Kompanie stand.

Krieger stellt Wallich als einen paradigmatischen Vertreter der imperialen Botanik in einer Epoche vor, in der Pflanzen eine enorme kulturelle, wirtschaftliche und politische Bedeutung erlangten. Obwohl Wallich dreißig Jahre lang einen der bedeutendsten wissenschaftlichen Posten in der kolonialen Welt innehatte und zahlreiche Pflanzenarten von ihm – und nach ihm – benannt wurden, spielte er bisher kaum eine Rolle in historischen Darstellungen Indiens im neunzehnten Jahrhundert.

Wallich wurde 1786 in eine jüdische Kopenhagener Kaufmannsfamilie geboren und an der Königlichen Chirurgischen Akademie ausgebildet. 1807 wurde er zum Chirurg in der dänischen Handelsniederlassung Frederiksnagore, heute Serampore, in der Nähe Kalkuttas ernannt. Die dänische Allianz mit Napoleon führte dazu, dass viele dänische Kolonien im Gegenzug von den Briten eingenommen wurden. Sie übernahmen auch die Kontrolle in Frederiksnagore und stellten Wallich zuerst unter Hausarrest. Doch wegen seiner medizinischen und botanischen Kenntnisse und auch wegen seiner guten Kontakte zu britischen Missionaren wurde Wallich wieder freigelassen. Vvon diesem Augenblick an bemühte er sich, eine Anstellung bei der Ostindien-Kompanie zu bekommen.

Krieger zeigt unter Rückgriff auf die erhaltene Korrespondenz von Wallich, wie der junge und ehrgeizige Arzt sich ein Netz von Unterstützern aufbaute, dessen Währung und Kapital lebende Pflanzen, Samen und Herbarbelege waren. Er engagierte sich auch in der berühmten Asiatic Society und war maßgeblich an der Gründung des Oriental Museum beteiligt. All diese Mühen wurden 1814 mit der Ernennung zum Assistant Surgeon der Kompanie belohnt. Die Medizin war der einträgliche Job, doch Wallichs wirkliche Leidenschaft galt der Botanik. 1817 wurde er zum Leiter des botanischen Gartens in Kalkutta ernannt, eine Position, die er dann fast dreißig Jahre lang innehatte.

Wallich organisierte auch Forschungsreisen nach Mauritius, Nepal, Burma und Singapur. Noch heute ist der sogenannte „Wallich Catalogue“, der die mehr als 20.000 vom Wallich und seinen Mitarbeitern gesammelten Herbarbelege katalogisiert, für Botaniker von großer Bedeutung. 1846 musste Wallich wegen ernster Gesundheitsprobleme Indien verlassen. Er ließ sich in London nieder, wo er 1854 starb.

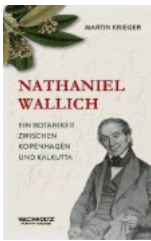
Kriegers Darstellung nutzt die Quellen hervorragend und zeichnet ein persönliches und lebendiges Bild des Botanikers. Aber leider bleibt in ihr das Indien, in dem Wallich einen großen Teil seines Lebens verbrachte, ziemlich farblos. So erhält der Leser keinen Eindruck vom Leben in Kalkutta außerhalb der Institutionen des Kolonialreiches. Auch verliert Krieger kaum ein Wort über die auch in Großbritannien äußerst umstrittene Rolle von Wallichs Arbeitgeber, der Ostindien-Kompanie – schon 1788 verurteilte Edmund Burke den damaligen Generalgouverneur Warren Hastings wegen Korruption absetzen zu lassen. Eines der ersten indischen Worte, die in das Englische aufgenommen wurde, war „to loot“ – plündern.

Die Ostindien-Kompanie war eine gewalttätige, korrupte, paranoide Bürokratie mit ihrer eigenen schlagkräftigen Armee, keine ehrwürdiger Zusammenschluss von friedliebenden Händlern. Wallich untersuchte für die Kompanie die Holzressourcen Indiens und des neu eroberten Burma, und dabei standen für ihn finanzieller Ertrag und militärische Interessen an erster Stelle.

Kriegers Einordnung von Wallichs Bedeutung als Botaniker ist treffend: Er war weder ein Vorreiter beim Schutz oder der nachhaltigen Nutzung der indischen Wälder noch ein innovativer Botaniker. Als Wissenschaftler arbeitete er noch im Rahmen der Linnaeischen Taxonomie und war damit noch ganz dem Wissenschaftsverständnis des achtzehnten Jahrhunderts verhaftet. Darüber hinaus war er ein Unternehmer, auf die Interessen seines Arbeitgebers wie seine eigenen bedacht. Es galt, die Naturschätze Indiens kommerziell nutzbar zu machen.

Wenn Kriegers Biographie auch einige Facetten übergeht: Sie bietet interessante Einblicke in den Alltag kolonialer Wissenschaft.

THOMAS WEBER



Martin Krieger:
„Nathaniel Wallich“.
Ein Botaniker zwischen
Kopenhagen und Kalkutta.

Wachholtz Verlag,
Kiel 2018.
300 S. geb., 24,80 €.

Die Revolution verkauft ihre Kinder

Und was wird dabei aus der Begleiterin der Liebe? Birgit Schmid macht sich Gedanken über die Eifersucht – aber keine überzeugenden

Ist Karl Lagerfeld eigentlich Feminist? Bis 2014 hätte niemand über diese Frage auch nur nachgedacht, geschweige denn sie öffentlich geäußert. In seiner Frühjahrskollektion 2015 indessen schleuderte der geniale Modemacher den Zeitgeist über den Runway: Die sehr kleidsamen Caroline de Maigret und Cara Delevingne hielten Megafone in ihren Händen während Georgia May Jagger, Gisele Bündchen, Joan Smalls und Edie Campbell Plakate mit Sätzen wie „History is Her Story“, „Feminism not Masochism“, „We Can Match the Machos“ und „Ladies First“ trugen. Lagerfelds Muse, das Männermodell Baptiste Giabiconi, wedelte mit „He for She“.

Seitdem verkauft die sehr schicke Revolution light alles: Überzeugungen, Uterus, das eigene Frausein, Ehe, Treue, Liebe – Hauptsache, der Hashtag wird retweeted. Fake ist nicht erst seit Donald

Trump Trumpf. Trans, Gender, Hijab, hip, hegemonial, jung, gutaussehend, „body positive“, polyamor, asexuell – alle Werte-Warengruppen werden aufmerksamkeitsgierig durcheinandergewir-



Birgit Schmid:
„Freie Liebe ist für Feige“.
Lob der Eifersucht.

Zu Klampen Verlag,
Springe 2018.
160 S., geb., 18,– €.

belt. Schließlich sind Menschen vor allem Datenpakete, da liegt es auf der Hand, dass sie auch ihre Gefühle vermarkten. Alles wird dem Altar des Waren-Menschen-Tauschs geopfert. Ehe, Verlässlichkeit, Treue, Loyalität, Vertrau-

en, Sicherheit, Zusammenhalt, Ehrlichkeit, Eifersucht, Liebe und Streit sind im modischen Diskursgeschwurbel nichts anderes als „heteronormative Unterdrückungssysteme“.

Dies ärgert viele ältere Feministinnen. Deshalb schreiben sie dann weinerliche Bücher wie „Freie Liebe ist für Feige. Lob der Eifersucht“ und meinen tatsächlich, damit die „Kauf-mich-Ideologie“ von Gendermaximen und Hochkapitalismus bewältigen zu können.

Nichts ist falscher als das, schon gar nicht, wenn ein so großes Gefühl wie Eifersucht so unendlich banal beschrieben wird wie bei Birgit Schmid. Eifersucht und Neid liegen an der Schnittstelle von privat und politisch. Deshalb ist jede Zeile, die auf einer Kitsch-, Empfindlichkeits- und Opferwelle surft, vergeudetetes Papier. Wer behauptet, „freie Liebe sei nur für Feige“, verkennt die Kraft von

wahrer Liebe, die normalerweise so friedlich ist wie eine Revolution. Jede Gartenlaube-Literatur aus dem neunzehnten Jahrhundert ist erhellender als die entpolitisierte Prosa von Birgit Schmid.

Das Drama der mit Eifer Suchenden und Zerstörenden ist viel zu groß, um es, wie Schmid es mit ihrem ersten Satz tut, so einzuführen: „Sobald man jemanden liebt, ist sie da, die Eifersucht.“ Denn „man“ liebt sehr zauberhaft auch ohne Eifersucht, und außerdem ist das ganze Bändchen eine Ansammlung von derartigen Banalitäten: „Neid und Eifersucht prägen das Zusammenleben, die Frage ist, ob heute stärker denn je. Die beiden Leidenschaften tragen nie zu viel Optimismus bei, wenn sie in einer Zeitdiagnose auftauchen.“

Birgit Schmidts Eifersuchts-Potpourri ist weder besonders klug noch raffiniert, noch besticht das Buch durch anschauliche filmische und literarische Beispiele